

Der Birkhahn balzt

Autor(en): **L.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ersparnis eine Aenderung an der Rohrleitung machen zu lassen, die er erfunden habe und deren große Vorteile er hervorhob. Er hatte eine wahre Hühnengestalt, ich mußte meinen Kopf recken, während er mit mir sprach, und dabei sahen ein Paar lebendige, von innen glühende Augen auf mich herab. Als ich die Haustür hinter ihm schloß, überrieselte mich ein sonderbares Gefühl der Leere; eilend lief ich zurück zu meiner Arbeit, noch bedrückter, noch verlassen. — Ich half den Mädchen die Vorhänge abnehmen und sah durch die Scheiben Hüppi inmitten des Straßendamms die Trambahn erwarten. — Seit drei Tagen war er nicht mehr ins Atelier gegangen, bei Tisch sprach er kein Wort, und ich hätte mich am liebsten tief unter den Boden verkrochen, wenn ich ihn sah — auch jetzt starrte ich ihn an wie mein verkörpertes schlechtes Gewissen. Es war offensichtlich, ich trieb ihn in die Verzweiflung!

Am Abend, als ich kaum zu Bett lag, den Kopf in der Flucht vor den quälenden Gedanken tief ins Kissen gewühlt, hörte ich Frau Hüppi mit leisem Ruf bei mir klopfen. Schnell war ich auf und schob den Riegel zurück. Ganz ermattet setzte sie sich neben mich hin: „Anna“, klagte sie, „willst du uns denn ganz zugrunde richten? Womit haben wir das verdient? War ich nicht immer wie eine Mutter zu dir? Und Hüppi, der dich angebetet hat? — Anna, er verliert den Verstand. Er macht mir Szenen, ich sei an allem schuld, ich sei eifersüchtig, ich halte dich ab, ich habe dich so lange gequält, bis du das tätest, was ich wollte. Liebstes Kind, um Gotteswillen, was ist nur mit einem Male über dich gekommen? Er schwört, er habe dich heilig gehalten wie einen Engel — ist es nicht wahr, ist es etwa nicht wahr, Anna?“

„Doch, doch“, nickte ich, „freilich, — aber ich kann doch in aller Welt nicht Herrn Hüppi mein ganzes Leben lang Modell stehen!“

„Und all das Große, Anna, dem du dich hingeben wolltest, jetzt, mitten drin lässest du es aus purer Launenhaftigkeit fahren? — Mein Liebling, es wäre besser gewesen, du hättest von allem Anfang nein gesagt und wärest dabei geblieben — aber nun, aber jetzt ist es abscheulich von dir, den armen Bob mit seiner halbfertigen Arbeit dem Wahnsinn in die Arme zu treiben, — noch ein paar Tage und er ist reif fürs Irrenhaus, ich schwöre es dir!“

Ich rang meine Hände in Verzweiflung. Was sollte ich tun? Hätte ich nur einen Grund meiner Weigerung angeben können, eine einzige winzig kleine begreifliche Ursache gewußt — aber ich fand keine, keine, so sehr ich mein Hirn all die Tage zermartert hatte, so gewaltsam ich mich noch in letzter Minute zum Nachdenken zwang. —

Ich war des ungewohnten Kampfes müde, zu schrecklich war er, und schließlich war doch alles ins Blaue hinein gedacht und getan — Launenhaftigkeit, weiter nichts — Frau Hüppi hatte recht.

„Ich will morgen wieder hinüber“, sagte ich tonlos. Ich spürte den Angstschweiß an mir niederrinnen, ich war zermürbt bis zum Grund meiner Seele. Frau Hüppis Dankesumarmungen hätte ich am liebsten mit beiden Ellenbogen abgewehrt. Als sie gegangen war, hatte ich das Gefühl: nun bin ich gestorben. Eine unendliche Schamheit, ein Ekel vor mir und der Welt hielt mich bis zum Morgen mit nach Erlösung suchenden offenen Augen munter. (Fortf. folgt.)

Der Birkhahn balzt.

Schneestürme brausen über den Hochflam des Schildhorns. Verdrossen und fröstelnd hüllen sich die Berge tiefer in den schwarzen Blüschpelz ihrer Wälder. Droben im weißen Wetterdunke der Jungfrau Höhen liegt der Föhn, der Lenz-erweder und Lebensspender, in verzweifelterm Streite mit den grimmen Frostriefen des Nordens.

Drunten aber im Lauterbrunnental stehen alle Wege voll Wasser. Jede Senkung bildet ein willkommenes Rinnsal für einen klar rieselnden Schmelzbach. Tieffschwarz treten die Maulwurfshäusen aus dem Schnee hervor. An den Hängen zeigen sich überall dunkle Ackerstücke und rostbraune Grasränder. Sausend zieht der Föhn übers schmelzende Gefild. Wildes Geigenjauchzen klingt aus der Höhe. Siegeschmetternde Fanfarenstöße durchtönen die dunklen Waldschluchten. Bergtannenwipfel rauschen ohne Ende. Von den nassen, tropfenden Felsen prasseln die Eiszapfen nieder. Steinblöcke springen polternd in die Tiefe. Der gefrorene Wasserfall stürzt mit gläsernem Geklirr in sich selbst zusammen.

Am Bache schüttelt der Wind in wilder Wut die Erlen, daß ihr Gesäme wie Spreu über den bleichwässrigen Schnee fliegt. Was in den Nestern der Thorne und Eschen noch an Flügelstamen und Häfchen hängt, das reißt der Föhn wüthend ab und sät es aus nach allen Richtungen hin. Und da den tollen Gefellen stets ein brennender Durst quält, so trinkt und schlürft und schluckt er ohne Aufhören von dem Tauwasser, so viel seine heißen Lippen nur aufzunehmen vermögen. Er zehrt die letzten Tropfen von den Zweigen und trocknet Eichenblatt und Tannennadel, Halm und Dürre-staude.

Indes: so wild und wütig dieser gestaltlose Urgeißt sich auch gebärden mag, er kann im Augenblick zum sanften, kosenenden Schmeichler werden. In laulindem Wehen tändelt er wollüstig weich über die Mürren Höhen hernieder, treibt ein braunes Blatt in lustig losem Spiel wirbelnd über den Schnee oder verfangt sich mit leisem Singen eigensinnig irgendwo in einer dünnen Eichenrede. Die junge Tanne am Wegzaun regt ihre grünen Nester wie im Traum. Es wird ganz still. Nur der angeschwollene Bergbach singt nach wie vor sein brausendes Trutzlied. Zögernd kommt die Sonne aus dem Gewölk hervor. Da ergießt sich ein müder Silberglanz über den Schnee. Die Wasserlein glitzern alle, die Bäume werfen auf einmal blaue Schatten. Rußschwarz tritt der Tannenwald aus Dunst und Dampf hervor, der Gipfel leuchtet märchenweiß durchs düstere Gewölk.

Ein Fink fängt leise an zu schlagen, als wollte er die Sonne begrüßen. Mit wohliger tiefer Stimme krächzt frühlingsfreudig der Rabe dazu. Unverdrossen geigt die Tannenmeise ihr Lied vom Ast herunter.

Auch dem Rehbock, mit dem stolzen Bastgehörn, der sichernd über das weiße Feld zieht, scheint plötzlich das süße Lenzfieber in die Glieder gefahren zu sein; er macht auf einmal ein paar verwunderlich spaßhafte Sprünge im Schnee, dann senkt er ergrimmt das Haupt, wie zum Angriff gegen einen unsichtbaren Nebenbuhler. Drüben, am Waldrande, jagt der rote Eichkater liebestoll die ängstlich quiekende Eichfäke mit zornigem Fauchen um den Fichtenstamm herum. In der Nähe sitzt ein junger Birkhahn im Wipfel einer Föhre. Der vernimmt den Lärm. Er horcht, macht einen langen Hals, sträubt das blauschillernde Brustgefieder und senkt die schönen, schwarzen Flügel. Die hochroten Balzrosen über den Augen schwellen ihm an, denn ein heiß aufauellender Drang will die Brust zersprengen. Plötzlich schlägt ein merkwürdiges Schnalzen, Fauchen und Zischen wirbelnd ein in die Vorfrühlingsstille. Aber die fremden Urlaute stimmen dabei doch so wunderbar zu dem silber-

blassen Schnee, zu den grauen Wolken und zu dem frohlodenden Riefeln des erlösten Wassers.

Hinter dem schwarzen Walde, in der Felsenschlucht der Trümmerten, trachen die ersten Lawinen des Jahres von den Wänden herab. Ein weißbärtiger Frostriese, der droben auf dem Ramm der Jungfrau mit den Sturmgöttern des Südens gekämpft, ist aus dem Gewölk herniedergestiegen. Erzürnt bleibt er nun stehen, weil er den milden Hauch des Frühlings aus der Tiefe herauf spürt. In wilder Wut schüttelt er sich, daß die Eiszapfen klirren. Dann stößt er eisigen Atem aus seinen Rüstern. Sofort schnaubt ein steifer Nordost daher. Der rührt das Schwarz der Wälder und das Grau der Wolken durcheinander. Mit dichten Flockenschwärmen qualmt ein Schneegeästör übers Feld. Der Birkhahn schweigt, der Fink verstummt, der Winter hat wieder gesiegt!

Und mit grimmigem Lachen schreitet der Eisriese durch den dichten Flockenfall hinab in den Talgrund L. Sch.

Ein Spiel erobert die Welt.

Yo—Yo, das Symbol der Gegenwart.

Photoreportage von Steffi Schaffelhofer.

Welch ein lustiges Spiel!
Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entfloß',
Eilig sich wieder herauf!
Seht, so schein' ich mein Herz
Bald dieser Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück!
Goethe.

Ein neues Spiel ist in der Welt, ein Spiel, das nicht einmal geistreich, ja nicht einmal originell ist. Wenn die Zeiten auch noch so schlecht sind, wenn auch noch so wichtige Probleme die Welt erschüttern, Probleme der hohen Politik, Probleme der schwindelerregenden Arbeitslosigkeit, Probleme der Geldknappheit und der Wirtschaftskrise — so wird es doch immer irgend etwas geben, das die Menschheit von ihren Alltagsorgen ablenkt.

Diesmal ist es das Yo—Yo. Yo—Yo feiert bei uns gegenwärtig Triumphe. Keine Zeitung, die sich nicht schon in spaltenlangen Artikeln mit Yo—Yo beschäftigt hätte, kein Conferencier, der nicht in seinem Vortrag irgendwie das neue Spiel eingeflochten hätte.

Das ganze Spiel ist höchst einfach. Es besteht aus nichts anderem als aus zwei nebeneinander liegenden Scheiben aus Holz, Blech oder Zelluloid, die mit einer Rille verbunden sind. Diese Scheibe läßt man auf einem am Zeigefinger festgemachten Faden auf- und abrollen. Das ist alles. Eine kleine Handbewegung — die Scheibe rollt hinunter, eine kleine Bewegung mit dem Finger — die Scheibe rollt herauf. Es ist ein ewiger Kreislauf. Einmal hinunter, einmal herauf, hinunter, herauf. Rasend schnell geht das. Durch die jeweiligen Hand- und Fingerbewegungen wird der Fa-

den auf- oder abgerollt. Die Geschicklichkeit liegt bloß darin, im gegebenen Moment die Scheibe in eine Richtung zu bringen, damit sich der abgerollte Faden, ohne sich zu über-



Der Schornsteinfeger erfreut sich am Yo—Yo-Spiel.



Der Drei-Käse-hoch beim Yo—Yo-Spiel.

hadeln, wieder aufwideln kann. Es gehört dazu Geduld und etwas Geschicklichkeit.

Es gibt heute bereits Virtuosen auf dem Yo—Yo. Es gibt Rekordler, die die Scheibe zwanzig, dreißig, ja unzähligenmal mit ungeheurer Schnelligkeit ab- und aufrollen lassen, Figuren umschreiben, Kreise ziehen, Schleifen und Spiralen formen.

Das Spiel kam über Kanada, England und Frankreich nach Deutschland, von wo es sich dann über Österreich und die anderen Staaten wie eine richtige Epidemie ausbreitete. Dabei ist eine Definierung des Wortes Yo—Yo gar nicht möglich. Yo—Yo ist eben Yo—Yo. Früher begrüßte man sich: „Wie geht es Ihnen?“ Heute ruft man sich zu: „Spielen Sie schon Yo—Yo?“ Der Sinn der Frage ist der gleiche.

Yo—Yo unterscheidet sich von allen bisherigen Spielen dadurch, daß ihm nicht nur Kinder, sondern vor allem die Erwachsenen untertan sind. Erwachsene spielen Yo—Yo beim Gehen, beim Sitzen, beim Gespräch, überall, bei jeder Gelegenheit wird Yo—Yo gespielt.

Da ist z. B. der Zahl-Markör, der sich inmitten seiner „einfassierenden“ Tätigkeit ein kleines Yo—Yochen gönnt. Da ist der Drei-Käse-hoch, der sich viel lieber mit Yo—Yo beschäftigt als mit der immerhin langweiligen Rechenaufgabe. Auch dem Badfisch vergeht die Wartezeit beim Rende-vous mit Yo—Yo viel schneller. Selbst der Raufanglehrer kann nicht umhin, sein „schwarzes Dasein“ durch ein kurzes Yo—Yo zu erhellen. Natürlich muß auch das